

Identität aus Begegnung am Ort

Für einen ortsbezogenen Dialog pluralisierter Kulturen

Begegnungen an fremden Orten irritieren. Handlungen und Zeichen haben an anderen Orten möglicherweise neue Bedeutungen. Eigenes und Fremdes auszubalancieren, bereichert die eigene Identität. Das zeigt sich heute und bereits auf dem Apostelkonzil.

Um anderen Kulturen und Religionen zu begegnen, muss man sich heute nicht mehr zu einem anderen Kontinent aufmachen. Durch die Globalisierung ist die Erfahrung pluralisierter Kultur mittlerweile allgegenwärtig und bezieht sich auch nicht mehr nur auf Metropolen und Ballungsräume. Allerdings kann man ihr im eigenen Alltag bis zu einem gewissen Grad noch immer ausweichen – und damit auch der Frage nach dem Umgang mit dem, was einem fremd und ungewöhnlich, widersprüchlich und unvereinbar scheint. Dennoch stehen die Einzelnen immer deutlicher vor der Herausforderung, ihre Identität aus der Begegnung mit Differenzen und Pluralitäten zu entwickeln.

Diese Herausforderung wird an Orten konkret, denn immer kommen Menschen an Orten zusammen und bringen etwas mit und finden anderes zugleich vor. Auf diese Differenzen ist auf eine Art und Weise zu reagieren, die hand-

lungs- und sprachfähig macht. In den konkreten Begegnungen am Ort kann man Entdeckungen machen, neue Einsichten über sich und andere gewinnen. In der Begegnung und Auseinandersetzung mit den Themen des Ortes kann man sich selber finden und mehr zu der/dem werden, die/der man sein soll – auch die Kirche.

»Die spielen falsch rum«

Von dieser Herausforderung spricht auch eine Erfahrung einer jungen »Missionarin auf Zeit« – eine von jenen jungen Erwachsenen, die im Rahmen bestimmter Ordensgemeinschaften für ca. ein Jahr einen Freiwilligendienst im Ausland absolvieren –, die ein Jahr in Porto Alegre, Brasilien, gelebt und gearbeitet hat: »Einmal spielte ich mit zwei Kids Domino. Irgendwie war es ganz schön durcheinander: Wer ist denn nun dran? Ich wollte immer im Uhrzeigersinn spielen und die anderen immer anders herum. Zuerst dachte ich, sie sind noch so klein und es hat ihnen noch keiner die Regeln beigebracht. Doch bald stellte sich heraus, dass hier so gespielt wird: ›falsch‹ rum. ... Gleich in den ersten Tagen machte ich die Beobachtung, dass der Verlobungsring und der Ehering die Plätze getauscht

haben. Ich hörte Verlobung, sah aber Ehe: Du musst den Ring an die andere Hand stecken! Huch, mein Konzept, meine Wahrheit!«¹

Die Erfahrung dieser jungen Frau berichtet nicht nur von einem kulturellen Missverständnis, das mit einigen wenigen Erklärungen aus der Welt geschaffen werden kann, sondern von der brisanten Erfahrung pluralisierter Kulturen und der damit einhergehenden Relativierung des bislang Bekannten und Gewohnten. Damit verbunden ist ein Problem, das vielfach in Kulturbegegnungen auftritt: das der Normierung. Die junge Frau hat eine maßgebende Norm im Kopf und habituell eingeübt, nämlich die eigene, und sie benützt sie als Richtschnur für die Bewertung und die Entzifferung der Zeichen.

Zugleich führt das Beispiel etwas scheinbar Banales vor Augen, auf das aber oftmals zu wenig geachtet wird: Begegnungen finden immer an konkreten Orten statt. An Orten werden die Fragen nach der Ordnung der Dinge und nach »richtig« und »falsch« konkret. Auf den Ort zu achten, kann jedoch neue Perspektiven in Begegnungen und in Dialoge einführen. Dabei gilt es auch die Frage zu beantworten, was die Anwesenden an diesem konkreten Ort an Lösungen für die Probleme dieses Ortes beizutragen haben.

In der bewertenden Perspektive des »Richtig« und »Falsch« schwingt die Frage nach den Stärken und Schwächen mit. Die Missionarin auf Zeit hat sich zunächst dieses Musters bedient,

»an den Stärken des anderen orientiert«

aber nachdem sie sich auf den Ort und seine Fragen eingelassen hatte, führte dies dazu, dass sie ganz neue Dinge erfahren hat – auch über sich selbst. Ein Blick, der nicht mehr auf die (vermeintlichen) Schwächen der jeweils anderen

Perspektive gelenkt ist, sondern sich an den Stärken des jeweils anderen orientiert, führt dazu, dass man selber daran wachsen kann.²

Stärken bewähren sich vor Ort, im Konkreten, und deswegen ist die Ortsfrage so zentral. Dies gilt gerade dann, wenn es um Verschiedenheiten der Kulturen, Unterschiedlichkeiten der Religionen und um Fragen der Vernunft geht. Denn die Pluralisierung von Kulturen anzuerkennen, führt zum Problem der einen Vernunft: Kann es diese angesichts der Differenzen überhaupt geben?

Zugleich stellt sich die Frage, welches Konzept das Richtige ist, welches zur Norm erhoben wird, und damit die Frage, welche Norm sich durchsetzt bzw. von wem sie durchgesetzt wird. So zeigt sich, dass es nicht zuletzt um Macht und Ohnmacht geht.

Das Problem der Normierung

Mit ihrer Ankunft in Brasilien war die junge Missionarin unmittelbar eingewoben in die Begegnung mit einem fremden Land und einer fremden Kultur. Sie hat erfahren, dass Begegnungen an kulturell fremden Orten von Irritationen und Verunsicherungen durchzogen sind. Ihr erster Impuls bestand auch darin, den anderen zu zeigen, wie man »richtig« spielt und zu sagen, welche »richtige« Bedeutung die verwendeten Zeichen haben. Wird wieder nach den eigenen Regeln gespielt und bedeuten die Zeichen wieder das, was man sieht, dann ist die Welt wieder in Ordnung. Die Konzepte stimmen wieder. Man hat die Dinge wieder im Griff, die Verunsicherung weicht.

Nach diesem Handlungsmuster und in diesem Selbstbewusstsein wurde lange Zeit Mission betrieben. Auf Differenzen wurde kaum eingegangen, die Autorität des jeweils anderen Ortes

nicht in Betracht gezogen. Man folgte vielmehr der Macht der eigenen Vernunft und des eigenen Sinns für den Glauben. Auf dieser Basis wurde der Kampf gegen Aberglauben, Unwissenheit und Krankheit geführt. Diese Perspektive betonte den unveränderlich feststehenden Inhalt der christlichen Botschaft. Das Interesse war darauf gerichtet, dass alles auf eine Größe hin bezogen wird. Diese Zentrierung führte auch dazu, dass von allem Fremden und Nichtidentischen abstrahiert wurde und allenfalls wurde es unterdrückt.

Der Grundzug dieser Vorgehensweise ist die Vereinheitlichung und Normierung aus dem Bewusstsein heraus, dass man dazu nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat. Man schenkt

»Einfallstor unterdrückerischer Macht«

den anderen einen Zugang zum Heil, weil es zu ihrem Besten ist. Die Absicht, Gutes zu tun, ist hier jedoch zugleich das Einfallstor unterdrückerischer Macht. Diese Pastormacht zivilisiert die anderen und normiert gleichzeitig das eigene Zivilisationsmodell.³ Und darin steckt ein Gewaltproblem.

Die eigenen Überzeugungen erheben den Anspruch auf universale Geltung und damit scheinen sie auch ortsungebunden zu sein. Was außerhalb der eigenen Überzeugungen und Rationalität etc. liegt, kann dann nur als irrational, abwegig und unverständlich angesehen werden.⁴ Relativierungen und Neuinterpretationen kommen nicht zum Tragen.

Aber zeigt nicht gerade die exemplarische Erfahrung der jungen Missionarin auf Zeit, dass auch eine andere Lesart der Situation und damit auch andere Handlungsoptionen möglich sind? Und zwar dann, wenn man dem konkreten Ort eine zentrale Bedeutung beimisst. Wer ich bin

und was ich tue, leitet sich nicht zuletzt auch von dem her, wo ich bin. Durch das Fremde lernt man das Eigene erst wirklich kennen.

Ortsbezogene Vernunft

An jedem Ort sind die Relationen und Beziehungen zu anderen strukturell eingetragen. Am Ort sammeln sich die Themen, die eigenen wie die von außen zugetragenen. Nimmt man einen Ort ein, dann kann man diesen Fragen nicht ausweichen und auch nicht der Bedeutung, die ein Ort für die eigene Identität gewinnen kann. Was hier zu sagen ist, ergibt sich aus der Konfrontation mit denen, denen etwas gesagt werden soll. Für die Kirche heißt das, dass sie dann Autorität gewinnen kann, wenn sie den Differenzen nicht ausweicht und nicht sofort mit Normierungen antwortet.

Sich auf den konkreten Ort einzulassen, provoziert einen religiösen und theologischen Perspektivenwechsel. Vor allem jene sind dazu herausgefordert, die mit einer expliziten Botschaft kommen. Durch den Ortswechsel können bis dahin ausgeschlossene Bedeutungen der Botschaft freigelegt werden. Dabei tritt unweigerlich die Frage auf, wie man sich zu den Differenzen am Ort positioniert und wie sich die Inhalte vor dem Hintergrund des Dialogs am Ort dieser Differenzen verändern.

Diese Herausforderung des Dialogs ist von paradigmatischem Gewicht und davon weiß auch das Neue Testament im so genannten Apostelkonzil zu berichten. Durch die neuen Orte und Kulturen sind neue Dimensionen des Evangeliums zur Sprache gekommen und bisherige Engführungen in dessen Verständnis zu Tage getreten. Der Konflikt tritt auf, als die ersten missionarischen Tätigkeiten außerhalb Palästinas unter Nichtjuden erfolgen und damit an anderen

Orten mit anderen Differenzen stattfinden (vgl. Apg 8,4 und 15,5-21).

Petrus und Paulus vertreten die Auffassung, dass Gott selber den Heiden das Tor zum Glauben geöffnet hat und dass dieses nicht durch das Beschneidungsgebot versperrt werden darf. Damit hat Gott sozusagen schon die Streitfrage gelöst, denn Gott hat keine Bedingungen gesetzt, außer den Glauben. Die Heiden sind durch ihren Glauben gerechtfertigt (Gal 2,16, Apg 13,39). Die Beschneidung ist nicht heilsnotwendig (Apg 15,1).

Auf dem Apostelkonzil wird um die Autorität des Ortes gerungen. Ist Jerusalem und die Grammatik dieses Ortes die einzig verbindliche Autorität? Die Urkirche entschied, dass es unterschiedliche Wege der Evangelisierung geben kann. Damit legt sich das Apostelkonzil auf die Autorität des jeweiligen Ortes fest und das Christentum der Hellenisten besaß nun die formellen Voraussetzungen, um sich bis an die Grenzen des römischen Reiches auszubreiten. Insofern kann man sagen: Die Methodologie der Urkirche ist die Inkulturation am jeweiligen Ort und die Nachfolge Jesu erfordert(e) Ortswechsel. Die Urkirche lernt, mit Autorität von Christus zu sprechen, weil sie den Differenzen am jeweiligen Ort nicht ausweicht.

Dialog mit allen Kulturen

Am Ort können also Positionen neu gefunden und eingenommen werden. Dazu ist es unerlässlich, die Differenzen zu benennen, zu analysieren und zu bewerten. Gleichzeitig ist aber auch eine Haltung einzunehmen, die nicht nur verkündet und lehrt, sondern auch zuhört und Lernbereitschaft zeigt. Es geht darum, am Ort die christliche Wahrheit zu verkündigen und zugleich die Bereitschaft einzubringen, sich der

möglichen Wahrheit am Ort zu stellen. Dabei bleiben die Wahrheit, die verkündet wird, und die Position, die eingenommen wird, nicht folgenlos. Sie wirken, indem sie ausgesprochen und bezogen werden. Das führt normalerweise nicht automatisch zu einem grundsätzlichen Wechsel beim Dialogpartner, aber sie modifizieren, klären, vertiefen dessen Position und manchmal führen sie auch zu dessen Umgestaltung.

Auch die eigene Position kann eine Modifizierung, Klärung, Vertiefung und gegebenenfalls auch eine Umgestaltung erfahren. Das alles ist dann möglich, wenn man dem konkreten Ort Autorität einräumt und die Überzeugung in sich

» das Christentum nicht monokulturell auslegen «

trägt, dass das Christentum nicht monokulturell auszulegen ist bzw. davon ausgeht, dass andere Kulturen ihre eigene Vernunft haben und dass Gott jederzeit den Menschen in den geschaffenen Dingen Zeugnis von sich gibt (vgl. Röm 1, 19-20; Dei Verbum, Nr. 3).

Im Konzilsdokument *Nostra Aetate* wird die daraus resultierende Stellung der Kirche zu anderen Religionen beschrieben, mit der zentralen Aussage: »Die katholische Kirche verwirft nichts von dem, was in diesen Religionen wahr und heilig ist« (*Nostra Aetate*, Nr. 2). Daraus ergibt sich für die Kirche die Aufgabe, das Wahre und Heilige der eigenen Botschaft immer neu freizulegen. Zugleich wird in dieser Position deutlich, dass die Christ/innen nicht als irgendwer in den Dialog eintreten, sondern als Christ/innen. Diese Tatsache kann nicht verschwiegen werden. Doch nicht die Kirche ist Norm des Dialogs, sondern Christus. Deshalb kann die Kirche mit allen Menschen guten Willens in einen Dialog treten und dabei selber immer wieder neue Erfahrungen mit Christus machen.

Balancieren statt ausschließen

Unterschiedliche Orte provozieren je verschiedene Anfragen und verlangen nach spezifischen Antworten, wenn der Autorität des jeweiligen Ortes nicht ausgewichen werden soll. Vor diesem grundlegenden Problem stand auch die Missionarin auf Zeit. In Brasilien wurde sie mit Differenzen konfrontiert. Sie wurde durch die anderen Regeln, nach denen gespielt wurde, durch die Zeichen, deren Bedeutung sie nicht verstanden hat, provoziert, irritiert und verunsichert. Der Ort hat sie herausgefordert, Stellung zu beziehen und eine Position einzunehmen. Zunächst ging es ihr dabei darum, das eigene Konzept, die eigene Wahrheit durchzusetzen. Längst wieder in Deutschland ankommen berichtet sie von diesen Begebenheiten und ihrer Reaktion und spricht von verschiedenen »Wahrheiten«, die sie in Anführungszeichen gesetzt wissen will.

Was ist da passiert in diesem Jahr? Was hat sich an ihrer Grammatik verändert? Damals wurde das, was anders war, bewertet und ausgeschlossen. Heute scheinen die verschiedenen Wahrheiten in einer Balance nebeneinander stehen zu können. Es geht nicht mehr um »richtig« oder »falsch«. Hier wurde ein Weg vom Ausschluss in die Balance gewagt.⁵ Dieser Weg ist davon gekennzeichnet, dass Orte miteinander in Beziehung gesetzt werden, die sich bislang ausgeschlossen haben. Die Erfahrungen aus Deutschland werden zu den konkreten Begebenheiten in Brasilien in Beziehung gesetzt, miteinander ins Spiel gebracht, analysiert und weiterentwickelt.

Ungeahnte Situationen konfrontieren in der Regel mit der eigenen Unsicherheit, der nicht ausgewichen werden kann. Wer sich in solchen Situationen dazu verführen lässt, sich an den Schwächen der anderen zu orientieren und nicht

an ihren Stärken, dem droht, dass er selbst nur noch schwächer wird (vgl. Lk 18,10-14). Die Lösung besteht eben nicht darin, nach den Schwächen der anderen zu bohren, sondern genau im umgekehrten Schritt: nach ihren Stärken zu suchen. So kann ein in die Zukunft weisender Prozess möglich werden.⁶ Die Muster des Ausschlusses und der Ignoranz hingegen sind nicht

»Ausgangspunkt ist die Differenz.«

zukunftstauglich. Wo ausgeschlossen wird, ist Macht im Spiel. Und nicht selten verkehrt sich Macht in eine Kraft, die Ohnmacht produziert. Eine Möglichkeit, mit Differenz und Macht umzugehen, ist die Balance. Damit kann die Strategie des Ausschlusses überwunden werden.

Ausgangspunkt einer jeden Balance ist die Differenz. Dieser Ausgangspunkt setzt einen zweifachen Blick voraus: den einen, der auf das schaut, was vertraut und bekannt ist, und den anderen, der auf das sieht, was irritierend und herausfordernd ist. Wer sich auf diesen zweifachen Blick einlässt, lernt Stärken beim anderen zu entdecken und selber daran zu wachsen.

Im Außen der Kirche

Aus diesem Grund ist die Ortsfrage so zentral, denn an ihr entscheidet sich, ob man nach der Grammatik des Ausschlusses oder der Balance arbeitet, der Balance zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Verweigert man sich jedoch und werden die anderen ausgeschlossen, dann hört man selbst auf, jemand zu sein, der den anderen begegnet und von ihnen bestätigt werden kann.

All das gilt auch für die Kirche. Wenn sie sich nicht der Begegnung mit der Vielheit stellt, schränkt sie ihre eigenen Entwicklungsmöglich-

keiten ein und beraubt sich kontinuierlicher Weiterentwicklung und damit der eigenen Zukunft. Wenn sie sich wirklich auf die Konfrontation und Anfrage einlässt, erlebt sie die anderen nicht zwangsläufig als Bedrohung, sondern womöglich als identitätsbildend.

Das Außen der Kirche ist nicht der Ort, an dem die Aufgabe der Kirche gefährdet ist, sondern es ist der Ort, an dem die Kirche überhaupt erst zu ihrer Aufgabe und damit zu sich selber finden kann. Die Präsenz der Kirche in der Welt von heute leitet sich zuletzt auch davon ab, wo sie ist. Insofern sie den Orten und den darin verborgenen Konfrontationen und Differenzen nicht ausweicht, gewinnt sie Autorität.

Diese Herausforderung ist für die Kirche nicht neu. Schon auf dem erwähnten Apostelkonzil wurde das Problem behandelt. Es war klar, dass die Heidenmission und die Judenmission nicht gegeneinander auszuspielen sind. Die Lösung wurde in Christus gefunden, auf den sich beide Missionen berufen haben. Christus ist die Referenzgröße für jene im Innern wie im Außen der Mission und so war es möglich, dass die unterschiedlichen Orte miteinander in eine Balance treten konnten. Auch heute braucht es das beständige Arbeiten an den Balancen. Erst in der Auseinandersetzung mit den Orten kann die Kirche zu einer Sprache für das Evangelium finden, für das, was Menschen hier und heute betrifft.

Dialog an konkreten Orten

Der Dialog konfrontiert an einem gemeinsamen Ort mit einer Fragestellung, der die am Dialog Beteiligten nicht ausweichen können. Im Dialog muss geklärt werden, ob es sich dabei um einen unversöhnlichen Gegensatz handelt oder die Fragestellung in eine Balance zu überführen ist. Sofern dies der Fall ist, muss danach gefragt werden, welche Orte für die Balance zu schaffen sind. Der Dialog zwischen Religionen an konkreten Orten macht deutlich, dass man vor ähnlichen Glaubens- und Lebensfragen steht, die mit dem gegenseitigen Ausschluss und dem Ressentiment nicht zu beantworten sind.

An konkreten Orten werden Identitäten gestärkt, Annäherungen möglich, Differenzen benennbar und Gemeinsamkeiten sichtbar, wenn man sich an diesen Orten dem stellt, dem man nicht ausweichen kann. So wie das bei der Missionarin auf Zeit der Fall war. Sie hat sich den Herausforderungen des Ortes gestellt und dabei neue Regeln kennen gelernt und Zeichen neu einordnen können.

Hildegard Wustmans, PD Dr. theol., studierte Theologie in Würzburg und São Paulo, ist Privatdozentin für Pastoraltheologie und arbeitet als Ordinariatsrätin und Leiterin des Dezernates Kinder, Jugend und Familie im Bistum Limburg.

¹ Arbeitsgemeinschaft MaZ der Orden: »Wer lernt hier von wem?!« 25 Jahre Missionar/in auf Zeit, 2007, 36.

² Vgl. Hans-Joachim Sander, Mission und Religion – unentrinnbar ein Dispositiv der Gewalt? Von der Not aus dem Segen einer missionarischen Kirche, in: Matthias Sellmann (Hg.), Deutschland – Missionsland, QD 206, Freiburg 2004, 121-145, 125.

³ Vgl. Michel Foucault, »Omnes et singulatim«. Zu einer Kritik der politischen Vernunft, in: Joseph Vogl (Hg.), Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen, Frankfurt/M. 1994, 65-93.

⁴ Vgl. Felix Wilfried, Kulturelle Identität und Entwicklung. Kritische Reflexionen über Kultur und menschliche Entwicklung mit besonderer Berücksichtigung der Kirche, in:

Johannes Hoffmann (Hg.), Die Vernunft in den Kulturen – das Menschenrecht auf Kulturentwicklung, Frankfurt/M. 1995, 197-222, 212f.

⁵ Vgl. Hildegard Wustmans, Balancieren statt ausschließen. Eine Grammatik für Religionsbegegnungen vor Ort, in: Lebendige Seelsorge 57 (2006) 341-345.

⁶ Vgl. Sander, Anm. 2., 121-145, 125.